

Amor Ben Hamida

Von der Sehnsucht

Leseprobe

Copyright © 2008 Amor Ben Hamida

„Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide! Allein und abgetrennt von aller Freude, seh' ich ans Firmament nach jener Seite. Ach! Der mich liebt und kennt, ist in der Weite. Es schwindelt mir, es brennt mein Eingeweide. Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide!“

Johann Wolfgang von Goethe

Samir ist ein Café-Angestellter im Flughafen Monastir. Er ist mit Nora verlobt. Täglich sieht er im Flughafen Menschen kommen und gehen und wünscht sich nichts Sehnlischeres, als eines Tages auch nach Europa arbeiten zu gehen und reich nach Hause zu kommen.

Sein in der Schweiz lebender Onkel lädt ihn zu einem dreimonatigen Aufenthalt zu ihm ein, wo er in Kloten Deutsch lernen und ihm in der Pizzeria helfen soll. Dadurch sollte Samir die fehlenden drei Tausend Dinars für seine Hochzeit verdienen.

Nach zwei Monaten beschließt er, seinen Aufenthalt illegal zu verlängern, um zwei Monate länger zu arbeiten als vorgesehen. Seine Nora droht aber mit Auflösung der Verlobung, wenn er nicht wie geplant am fünften Juli zurück kehrt.

Zwischen seiner Liebe zu seiner Verlobten, der Sehnsucht nach seiner Heimat und seiner Familie und dem möglichen lukrativen, wenn auch illegalen Aufenthalt in der Schweiz, sieht er sich jeden Tag und jede Nacht hin- und hergerissen. Bis zum letzten Moment, kurz vor seinem Rückflugdatum, kämpft er innerlich um die Entscheidung...

...

2

Ich schlief an meinem ersten Schweizer Sonntag aus. Als ich ins Restaurant kam, waren der Dunkle, meine Tante und mein Onkel schon an den Vorbereitungen. Ich hatte schlechtes Gewissen und entschuldigte mich, aber mein Onkel war so nett und gestand mir erst mal ein Frühstück zu. Ich nahm nur Kaffee und half meiner Tante beim Decken der Tische, dann meinem Onkel beim Schneiden verschiedener Gemüse. Der Inder oder Afrikaner hatte sein Büffet nachzufüllen und rannte vom Keller zum Tresen und zurück. Um elf kamen die ersten Gäste. Sie schienen früh zu essen in der Schweiz. Aber die ersten Gäste dachten nicht ans Essen. Mein Onkel erklärte mir, dass sie aus der Kirche kamen und etwas tranken, bevor sie nach Hause gingen. Die Frauen, so mein Onkel, gingen nach der Kirche sofort nach Hause, die Männer trafen sich zum Apero. Sie nahmen Wein oder Bier. Ich half überall, aber noch nicht im Service. Ich fragte meinen Onkel, wie der Inder hieß, denn er lächelte mich wortlos an und nickte mir zu, wenn ich ihm bei den schweren Sachen aus dem Keller half. Mein Onkel sagte mir, er sei nicht Inder, ich solle ihm das ja nicht so sagen, er sei Tamile. Das seien Menschen, die auf Sri Lanka lebten und von der Mehrheit dort irgendwie unterdrückt werden. Jedenfalls haben sie seit mehr als zwanzig Jahren Bürgerkrieg. Viele dieser Tamilen sind nach Europa geflüchtet, so auch Rajah, wir nennen ihn so, aber eigentlich ist sein Name viel länger und komplizierter.

„Waren nicht die Engländer mal dort, ich meine in Indien und dieser ganzen Gegend?“, fragte ich meinen Onkel.

„Was weiß ich! Die Engländer waren überall, frag ihn doch selber.“

Das dachte ich mir doch: wo die Engländer waren, da blieb nur Chaos und Bürgerkrieg übrig. Wie in Palästina. Wenn sie ihre Kolonien verlassen, hinterlassen sie ein Machtvakuum. Ich glaube, die machten das ganz bewusst. Damit sie später auf beiden Seiten Waffen liefern konnten. Davon war zumindest mein Geschichtslehrer überzeugt.

„Die Franzosen“, sagte er uns stets, „haben trotz ihrer Schandtaten an der Bevölkerung ihrer Kolonien immerhin für einigermaßen korrekte Verhältnisse gesorgt, bevor sie das Feld räumten. Nicht die Engländer! Sie hinterließen im Nahen Osten, in Indien und in Teilen Asiens ungelöste Konflikte, verzogen sich meist über Nacht. Die Konfliktherde sind heute noch, ein halbes Jahrhundert nach ihrem Abzug, eine gefährliche Zeitbombe.“

Ich werde ihn fragen, den Rajah, wie seine Geschichte ist. Sobald ich mehr Deutsch kann.

Die Pizzeria schien gut zu laufen, gegen Mittag war sie voll und mein Onkel war sehr beschäftigt. Ich half dem Jungen aus Sri Lanka mit den Getränken, während meine Tante mit den Gerichten von der Küche zu den Gästen rannte. Irgendwann konnte ich nicht mehr zusehen und räumte einen Tisch ab. Sie schaute mich etwas verdutzt an, dachte vielleicht, ich könnte das nicht oder ich sollte das noch nicht oder was auch immer. Jedenfalls wechselte sie lächelnd ein paar Worte mit ihrem Mann und er hob den Daumen hoch, um mir zu sagen: „Weitermachen!“

So war ich ihr eine große Stütze an jenem ersten Sonntag, meinem ersten Arbeitstag. Ich kannte das doch bestens aus meinem Café im Flughafen. Ob man kleine Teller oder große Teller abräumte, war doch einerlei. Die Gäste hatten nichts dagegen, dass ein junger Araber nun von Tisch zu Tisch ging und für Ordnung sorgte. Ich leerte im Raucherabteil die Aschenbecher, nahm alles mit, was die Gäste nicht mehr brauchten. Gelegentlich wechselte ich eine Serviette aus. Aber ich berührte niemals – an jenem Sonntag – eine Flasche Wein oder Wasser. Ich machte lediglich meine Tante darauf aufmerksam, dass Tisch 17 keinen Wein mehr in den Gläsern hatte, dass Tisch elf gar keine Getränke mehr hatte, dass es an Tisch acht aussieht, wie wenn die Gäste die Dessertkarte wollten.

Mein Onkel und meine Tante waren begeistert von meiner Unterstützung. In der Pause, die sie Zimmerstunde nannten, blieben wir drei sitzen, während Rajah auf sein Zimmer ging, mit einem Lächeln, wie immer. Ich sah ihn schon: er würde seine Türe aufmachen, den kleinen Recorder anstellen, leise seine Musik hören und dann von seiner Mutter, seinen Geschwistern, vielleicht seiner Verlobten wach träumen.

Auch der Abend wurde ein voller Erfolg: ich brachte den Gästen schon die Karten, aber noch kein Essen und Trinken. Das sollte ich einige Tage später wagen. Mein Deutsch war auch noch nicht so sicher, dass ich alle Fragen verstehen würde. Es war ein Service ohne Worte, aber stets mit einem Lächeln. Und nach Feierabend saßen wir alle noch kurz zusammen: Rajah trank ein Bier, mein Onkel auch. Meine Tante nahm Wasser und ich einen Espresso.

„Macht dir der Kaffee um Mitternacht nichts aus?“, fragte mich meine Tante.

„Oh nein, wir haben immer am Schluss im Café im Flughafen alle einen Espresso genommen. Kein Problem.“

„Du hast es super gemacht heute Abend. Ich habe von einigen Gästen gute Kommentare bekommen.“

Ich lächelte und freute mich auf die Zukunft in dieser Pizzeria. In der Tat hatte ich gelegentlich meine Tante gesehen, wie sie mit einigen Gästen redete, sie schienen nach mir zu fragen. Sie schaute gelegentlich zu mir und lächelte. Die Gäste schienen wissen zu wollen, wer ich war und ob ich ein neuer Mitarbeiter wäre. Ich denke, meine Tante hat die richtige Antwort gegeben: ich sei ein Neffe ihres Mannes, käme für drei Monate in der Schweiz Deutsch lernen und würde ein bisschen aushelfen...

Als ich hinauf ging, hörte ich wieder diesen leisen nostalgischen Gesang, der sofort im Ton herunter genommen wurde. Ich nahm mir vor, Rajah zu sagen, dass er ruhig diese Lautstärke behalten dürfe, es störte mich nicht, im Gegenteil, es erinnerte mich an Lieder von Ismahan oder die alten Stücke Om Kalthoums.

Und wieder kam sie vorbei, die Sehnsucht. Ich erwartete sie fast. Sie erschien mir zuerst als mein Vater, der mir mit einem Mahnfinger zu sagen schien: „Lass die Finger vom Alkohol, von anderen Frauen, vom Spiel und vom Schweinefleisch.“

Dann verwandelte sie sich wieder. Es war noch einmal meine Mutter, die mich zu Noras Eltern begleitete. Wir trugen eine große Tasche Süßigkeiten und eine große Schachtel voll von edlem Gebäck aus der Pâtisserie. Meine Mutter ging ruhig und wortlos mit mir, bis wir ankamen. Das Haus meiner

möglichen Zukünftigen war groß. Die blaue Türe erschien mir in meinem Wachtraum wie in der Realität. Ich konnte alle schwarzen Niete um den Türrahmen erkenne, ich konnte sie fast zählen. Meine Mutter klopfte, es kam ein kleiner frecher Bengel heraus und fragte, was wir wollten. In diesem Moment schrie eine ältere Frau aus dem Haus:

„Souad, tritt herein, herzlich willkommen.“

Und dann liess sie einen trillernden Freudenschrei ertönen und ich wusste, ich war vergeben. Warum sollte sie sich freuen, meine Mutter sich freuen, und ich am Schluss nein sagen? Ich wurde sofort zu den Männern, meinem zukünftigen Schwiegervater und seinen Sohn, gebracht. Meine Mutter verschwand zu den Frauen des Hauses.

Ich sah aus der Zimmertüre mehrere junge Frauen zur Küche huschen, wusste aber nicht, wer Nora war. Ich hatte eines dieser Mädchen fixiert und innerlich gehofft, sie sei es. Eine der vier, die ich gesehen habe, war zu jung, eine schien schwanger zu sein und die andere glich den Anderen nicht und war wirklich nicht mein Geschmack, etwas rundlich, zu dunkel im Gesicht.

Meine Mutter hatte mich vorbereitet: „Das Ziel dieses Gesprächs ist nichts Anderes als Sehen und Erkennen. Du musst dich nicht entscheiden. Sieh sie dir in aller Ruhe an, aber du musst nicht auf der Stelle ja oder nein sagen, lass dir Zeit. Früher“ – dabei lächelte meine Mutter leise – „früher musste an einem solchen Anlass alles entschieden werden. Man hatte keine große Wahl. Glücklicherweise habt ihr jungen Leute heute die Möglichkeit, euch Zeit zu nehmen. Du darfst, wenn du grundsätzlich interessiert bist, noch einmal zu ihr und im Nebenzimmer allein mit ihr alles bereden, was euch beschäftigt. Ihre Mutter oder ihre Schwester würde dann im Nebenzimmer sitzen. Ihr dürft einfach die Tür nicht schließen. Das wäre unanständig. Und wenn ihr euch dann entschieden habt, dürft ihr später auch mal alleine in die Stadt.“

Ich kannte Filme aus den Fünfzigern, die in Ägypten spielten, und die keineswegs so traditionelle Methoden der Anwerbung kannten. Da gingen die Leute miteinander in eine Bar und beredeten ihre Zukunft, sie küssten sich sogar vor der Heirat. Und hier in Monastir, im dritten Jahrtausend, musste ich also eine Frau anschauen und mich entscheiden, ob ich die nächsten fünfzig Jahre mit ihr verbringen wollte.

Die Männer und ich saßen da und redeten über belanglose Sachen: meine Arbeit im Café des Flughafens, die Situation im Irak, die Fußballmeisterschaft in Tunesien. Und überall waren wir uns alle einig. Immer wieder kam jemand mit einem Tee, Gebäck oder Wasser herein. Und da sah ich sie. Ihr Vater sagte fast nebenbei, das sei Nora. Eine schlanke, bildschöne Frau, etwa so groß wie ich, mit langem haar, das sie offen trug, das lange Kleid passte nicht ganz zu ihrem verschmitzten Lächeln, das sie mir zuwarf, als sie mir einen kleinen Teller voller Süßigkeiten überbrachte und dann verschwand.

„Früher“, hatte mir meine Mutter auf dem Weg zu Nora erzählt, „früher gab die junge Frau, um deren Hand ein Mann angehalten hatte, Salz in seinen Kaffee, wenn sie ihm sagen wollte, dass sie ihn nicht wollte. Wir waren damals höflich und konnten dem jungen Anwärter doch nicht ins Gesicht sagen, dass wir ihn nicht wollten. Und mancher Mann saß da, mit einer kaum bemerkbaren Grimasse in seinem Gesicht. Den Kaffee musste er aber austrinken. Und so überließen wir dann den Männern die offizielle Absage. Heute würde eine junge Frau noch in Anwesenheit beider Familien den Mann bloßstellen und ihm ins Gesicht sagen, dass sie ihn nicht will. Heute ist man nicht mehr so taktvoll wie wir es früher waren.“

Ich ergatterte nur diesen einen Blick aus Noras wunderschönen Augen. Und ich wusste es: ich werde klar und deutlich ja sagen.

Auch dazu sagte mir meine Mutter, wie es früher lief. Auf dem Heimweg, da ich in Gedanken versunken war, erzählte sie mir, dass sich die jungen Frauen früher auch verschleiern mussten, wenn der Anwärter zu ihnen kam. Mein Vater hätte von ihr lediglich die Augen und die Füße gesehen. Mehr nicht. Trotzdem wollte er sie heiraten. Damals hätten die Männer eben auch das richtige Auge und ließen sich nicht durch Reise und Schönheiten einer Frau blenden, die sich später als Taugenichts entpuppen würde. Heute könne doch kaum eine junge Frau einen richtigen Couscous kochen, geschweige denn nähen, flicken, putzen. Heute seien die jungen Männer bloß auf das Eine konzentriert: Schönheit! Die aber sei vergänglich, so meine Mutter.

Die Glocken schlugen wieder zwei Uhr in Klotten. Ich musste schlafen, denn der nächste Tag war Montag! Ich verdrängte die Sehnsucht mit aller Kraft. Sie verschwand nur langsam. Erst wurden die Bilder verschwommen, ich sah meine Mutter von weitem singen, meinen Vater mir auf die Schultern

klopfen, meine Freunde in der Ferne lachen und sich freuen und mich küssen... Dann schlief ich ein.

Am Montag fing mein Deutsch-Kurs an. Aus diesem Grund war ich ja offiziell gekommen. Zwei Stunden vormittags, zwei Stunden nachmittags, dazwischen arbeitete ich in der Pizzeria.

Um neun Uhr fünf war ich dran mit der Vorstellung: „Mein Name ist Samir Sabri, isch komm aus Tunesien. Isch bin zwei Tag in Schweiz. Isch will lernen Deutsch für mein Arbeit in Tunesien. Isch will in Tourismus arbeiten.“

Niemand lachte mich aus wegen meines Akzentes oder meiner Fehler. Auch ich lachte nicht, als sich eine Engländerin kaum verständlich vorstellte. Dann war ein Japaner da, ein Vietnameser und zwei Türkinen. Und schliesslich saß ein dunkler Afrikaner da, aus Senegal. Alle hatten sie verschiedene Gründe, die Sprache zu lernen. Die Europäer eher aus Spaß und Interesse gekommen, die Leute aus den anderen Kontinenten standen da mehr unter Druck. Sie schienen alle von ihrem Arbeitgeber geschickt worden zu sein. Unsere Lehrerin hieß Sandra. Sie sagte uns sofort nach einer kurzen Vorstellung ihrer Person und der Schule, dass die Sprache für das Verständnis der Umgebung absolut das Wichtigste ist.

Und schon kam die Sehnsucht wieder, diesmal am heiligsten Tag, denn ich erkannte sie in den Gesichtern einiger meiner Mitschüler. Und die Sehnsucht ist nicht gleich in allen Menschen, war ich mir sicher. Die Engländerin und die anderen Europäer hatten sie nicht, so schien es mir, wir aber, die dunkleren, wir hatten anscheinend dieselbe Sehnsucht. Der Gesichtsausdruck des Senegalesen, sein kaum sichtliches Lächeln, seine schüchternen Blicke zeigten diese Sehnsucht, die ich auch hatte. Nur wir Dunklen waren die Ausländer hier, die anderen waren Gäste, Touristen, was auch immer, aber doch nicht im selben Masse sehnsüchtig wie wir. Ihre Welt und die hier waren nahezu identisch. Das ist, wie wenn ich in Monastir einem Libyer oder Algerier begegne, ich erkenne ihn erst als Ausländer, wenn er seinen Dialekt benutzt. Die Europäer waren alle gleich für mich. Dass sie Deutsch lernen mussten, das konnte auch einem Schweizer passieren, der aus Genf kam. Aber wir hatten eine andere Haut, andere Laute in unserer Sprache, andere Kulturen und Religionen. Woran glaubt eigentlich ein Mann aus Senegal, aus meinem Heimatkontinent? Plötzlich war er mein nächster Freund. Wir waren beide

Afrikaner mit der selben Sehnsucht. Und wie sah die Sehnsucht eines Japaners oder eines Vietnamesen aus?

Ich musste mich konzentrieren und der erste Kurstag war kurzweilig, wir lachten viel, wir staunten viel, aber wir redeten wenig. Alle hatten wir plötzlich Angst, uns zu blamieren. Denn unsere Lehrerin Sandra korrigierte uns immer öfter. Bei mir musste sie bei fast jedem Wort eingreifen: „Das Wort heisst ‚ich‘ und nicht ‚isch‘. Das macht man, indem man die Zunge näher an den Gaumen drückt und dabei die Lippen etwas breiter hält, nicht so rund.“ Und in der Tat, noch am selben ersten Tag verlor ich das ‚sch‘ und verwandelte es in ein ‚ch‘. Ich sagte nicht mehr ‚fresch‘ oder ‚Milsch‘ oder ‚Pesch‘. Ich konnte das besser als die Engländerin, die immer noch ‚Ick‘ sagte oder der Vietnamesin, bei dem es nach einem gackernden Huhn tönte: ‚Ig‘. Ich übte noch auf dem Nachhauseweg. Mir fielen aber nicht viele Wörter ein. Im Bus nahm ich das Kursbuch und las jedes Wort, worin ein ‚ch‘ vorkam. Ich suchte alle Wörter im Bus, in den Schlagzeilen, in Werbeplakaten und Straßenschildern ab und las leise vor mich hin.

Erst später lernte ich, dass nicht jedes ‚ch‘ wie in ‚ich‘ ausgesprochen wird... Und da bemerkte ich, dass Deutsch etwa gleich schwer sein musste wie Arabisch!

Am Abend erzählte ich stolz meinem Onkel und seiner Frau, was ich alles gelernt habe. Und ich erzählte von meiner Lehrerin. Mein Onkel sah mich dabei etwas merkwürdig an, als wollte er mir sagen: „Junge, du hast dich soeben verlobt, also pass auf mit den Mädchen.“ Ich hätte ihm am liebsten geantwortet, aber ich liess es sein, denn meine Worte wären nicht so nett gewesen.

An jenem Abend war ich wieder eine große Stütze für meine Tante im Service. Und als Rajah hinauf ging, wollte ich ebenfalls gehen und mit ihm ein paar Worte wechseln. Ich lud ihn in mein Zimmer ein. Mit unseren schlechten Deutschkenntnissen konnten wir lediglich einander sagen, wer wir waren, woher wir kamen. Auch er vermisste eine Frau, auch er wurde versprochen, bevor er fliehen musste. Auch er wollte eines Tages zurück. Meine Rückkehr war auf den Tag genau vordefiniert. Sein Aufenthalt in der Schweiz aber war unbestimmt lang. Ob sie auf ihn warten würde, fragte ich ihn lächelnd. Er

antwortete nachdenklich, wie wenn er es selber nicht glauben wollte: „Vier Jahre lange Zeit.“

Wir beschlossen an jenem Abend, es bei dieser kurzen Konversation zu belassen. Er ging ins Bett und ich hörte, als ich aus der Dusche herauskam, noch seine leise Musik... Seine Sehnsucht muss bei ihm gesessen haben.

Auch mich besuchte die Sehnsucht an jenem Abend, wie immer. Dieses Mal war sie in Gestalt meines Chefs aufgetaucht, der mich bei der ersten Erwähnung meiner Pläne mit der Schweiz wie einen Schüler behandelte, der seine Hausaufgaben vergessen hatte.

„Was?“, fragte er mich leise. „Du willst in die Schweiz? Was willst du dort? Hast du sie nicht alle schon gesehen, die hingingen und wieder kamen, mit leereren Händen als vor der Abreise? Mach dich doch nicht unglücklich, Junge. Was gefällt dir am job nicht? Der Lohn? Da kann ich nicht viel machen, die Arbeitszeiten, da bin ich auch nicht frei. Willst du aufsteigen? Zum Chef de Service? Dann besuch mal einige Kurse, du weißt doch, du hast nicht die geringste Ausbildung in dieser Branche. Und wir haben ja erst gestartet. Du bist gut mit den Gästen. Was verdienst du monatlich an Trinkgeld, hä? Das wird doch genug sein, um fast nur vom Trinkgeld zu leben.“

In der Tat, die Touristen gaben, wenn sie ausreisten, unverhältnismäßig viel Trinkgeld und es gab Monate, da war mein Trinkgeld höher als mein Lohn.

„Und was willst du dort arbeiten? Meinst du, die stellen dich an, wenn du nicht vom Fach bist? Sogar Fachleute stehen für solche Jobs an. Glaubst du, du könntest im Flughafen Zürich oder Genf in einem solchen Café arbeiten?“

Mein Chef gab mir keine Chance, zu erklären. Aber ich liess ihm nur einen Tag Zeit, um sich von seinem kleinen Wutanfall zu erholen, und packte am nächsten Tag wieder die Gelegenheit:

„Si Moncef“, sagte ich. Normalerweise sagten wir ihm alle ‚Chef‘, aber wenn es um eine ernste Angelegenheit ging, dann mussten wir Monsieur Moncef oder Si Moncef sagen.

„Si Moncef“, sah ich mich in meinem halben Traum sagen. Er war ein moderner, fast europäischer Mann, jung und aktiv, zielstrebig und geschäftstüchtig. Er musste um die Konzession für dieses schöne Flughafen-

Café kämpfen, aber er hat es anscheinend ohne Bestechung geschafft. Darauf war er besonders stolz. Und ich glaubte ihm das sofort, als er es mir beim Anstellungsgespräch klar machte:

„Hör zu“, hatte er gesagt. „Ich bin ein korrekter Geschäftsmann. Ich habe den Jungs vom Ministerium gesagt, wenn einer von ihnen das Zeichen oder auch nur die Andeutung einer hohlen Hand machte, würde ich dem Präsidenten persönlich schreiben. Ich wollte dieses Café, aber ich wollte es auf saubere, nicht auf typische Art. Und wenn hier einer Anzeichen von leichtester Korruption macht, fliegt er auf der Stelle. Das steht so im Vertrag.“

Seine Augen waren voller Stolz und Ernst. Er muss irgend eine schlimme Erfahrung mit einem korrupten Beamten gemacht haben. Niemand ist so erpicht darauf, dass man saubere Geschäfte macht. Natürlich wollten alle gegen das Schmieren ankämpfen, aber es ging doch nichts ohne. Oder besser gesagt, es ging eben alles schneller und einfacher mit Schmieren. Und da haben die Korrektesten schon die Geduld verloren und ein paar Dinars, oder eben ein paar Tausend Dinars, unter dem Tisch gestreckt.

„Si Moncef“, hörte ich mich selbst sagen, als meine Augen fast zugingen. „Ich will diesen Job auf keinen Fall aufgeben. Es geht lediglich um eine dreimonatige Auszeit, die ich bei meinem Onkel in der Schweiz verbringen will. Ich will in erster Linie Deutsch lernen, das kommt mir doch auch in diesem Job zugute. Und wenn ich dabei etwas verdiene, dann um so besser.“

„Dann sag das doch gleich, Junge. Klar kannst du gehen. Empfiehl mir vorher einen Ersatz, der aber auch dann geht, wenn du zurück kommst. Ich gebe dir neunzig Tage. Von jenem Tag an, an dem du diesen Flughafen Richtung Schweiz verlässt, gilt ein Countdown, er fängt bei Neunzig an. Am Tag Null bist du entweder wieder hier oder dein Job gehört jemand anderem. Ist das eine Abmachung?“

Er streckte mir die Hand und ich schlug zu, nicht ohne lächelnd zu sagen:

„Sie geben mir einen Tag länger als drei Monate. Von neunzig auf Null habe ich einundneunzig Tage Zeit! Mathematik, Si Moncef, da bin ich stark.“

Als die Sehnsucht sich verwandeln wollte, da holte mich der kleine Tod ein – so nannte meine Mutter den Schlaf – und besiegte mich, und meine Augen

schlossen sich von selber. Ich konnte nur noch ganz wage das Gesicht meiner
Nora erkennen...

Die nächsten Tage verliefen nach dem selben Muster: morgens ging ich kurz frühstücken. Ich bin kein grosser Esser. Dann half ich eine halbe Stunde überall, wo ich gebraucht wurde. Anschließend fuhr ich in die Sprachschule. Danach half ich wieder aus, immer mehr durfte ich mit den Gästen reden. Ich erhielt auch eine eigene Uniform, es war eine schwarze Hose, ein weißes Hemd und ein Papillon, das ich um den Hals trug. Darüber ein Gilet und ich sah aus, wie der Chef de Service eines Fünfsternehotels in Monastir. Ich rasierte mich täglich gründlich. Ich wollte unbedingt, dass die Gäste gut über mich reden und meinem Onkel zu diesem neuen Mitarbeiter gratulierten würden. Er hat mir diese Chance gegeben und ich wollte es ihm so zurück zahlen. Und in der Tat, viele Gäste vermissten mich und fragten schon nach mir, wenn ich mittags mal Pause hatte oder abends nicht arbeiten musste. Meine Tante war immer, ausnahmslos, zumindest während dieser ersten zwei Wochen, froh um meine Hilfe. Sie sagte oft, dass es nicht nur die Arbeit ist, die ich ihr abnahm. Es machte ihr sichtlich Spaß, mit mir zu arbeiten. Sie lächelte mich immer mehr an, sprach mehr mit mir, sie berührte mich oft in einer Art, wie soll ich sagen, Gott vergebe mir, wenn ich ihr etwas unterstelle, aber, ich weiß nicht, es waren einfach keine normalen Berührungen. Ich bekam bald Angst und versuchte, ihr aus dem Weg zu gehen, aber wie hätte ich das bewerkstelligen sollen?

Das Bild meines Onkels sollte auch in diesen ersten zwei Wochen noch mal an Glanz verlieren. Ich sah ihn mal nach einem Abend, da nicht viel gelaufen war, trinken und trinken und trinken. Zuerst mit den letzten Gästen, dann mit uns zum Abräumen, schliesslich alleine. Und ich fragte mich, was der Grund für diesen traurigen Gesichtsausdruck war, als ich mich zurückzog. Ich gab meiner Tante nur flüchtig die Hand und verschwand. Es liess mir keine Ruhe. Ich holte Rajah aus seinem Zimmer, diesen ruhigen, wortkargen Menschen mit einem geheimnisvollen Lächeln. Mit allen Mitteln der Sprache und Gestikulation habe ich versucht, aus ihm herauszulocken, was ich nicht ahnen konnte. Er kannte meinen Onkel und seine Frau seit vier Jahren. Mein Onkel hatte ihn sofort angestellt, nachdem Rajah sich für einen Deutsch-Kurs angemeldet hatte, sein Asylgesuch war gerade mal eine Woche zuvor gutgeheißen worden. Seither ist er täglich um sie herum. Er musste wissen,

was meinen Onkel betrübte und was meine Tante dazu bewegte, sich mir gegenüber so zu verhalten.

Ich bohrte, schaute ihm in die Augen, er wich aus, lächelte, dann wurde sein Lächeln zu einem besorgten Ausdruck. Aber ich bekam nichts aus ihm heraus. Ich erfuhr dafür, dass sein Vater und sein Bruder im Krieg gefallen sind. Vor seinen Augen seien sie gestorben. Ich dachte mir, dass wir solche Szenen letztmals unter den Franzosen und beim Durchzug der Deutschen im zweiten Weltkrieg erlebt haben. Aber die haben anscheinend heute noch solche Umstände. Ich verstand seine Sehnsucht, seine Trauer und seine Ungeduld, seine Hoffnung, dieser Krieg würde eines Tages enden und er könnte den Rest seiner Familie wieder finden.

Was hatte ich da für Gründe, traurig oder hoffnungslos zu sein! Meine Verlobte wartete auf mich. Ich musste drei Monate - es waren nur noch etwas mehr als zwei – ohne sie aushalten. Meine Eltern wurden nicht umgebracht, ich könnte morgen – wenn ich dringend müsste – den Flug nehmen. Der Rückflug war bereits gebucht und bezahlt. Mein Onkel bestand verständlicherweise darauf und ich willigte korrekterweise ein: Der Rückflug war für den Samstag, den fünften Juli vorgesehen.

Die Sehnsucht kam nur kurz vorbei, fand mich aber mit etwas Anderem beschäftigt. Trotz ihrer hartnäckigen Versuche, mich abzulenken, dachte ich ständig darüber nach, was mein Onkel und seine Frau für ein Problem hatten. Ich drehte mich im Bett herum und dachte unentwegt darüber nach, was aus diesem Idol in meinen Augen geworden war. Früher sah ich in ihm den souveränen Mann, heute einen immer mehr geschwächten, fast jämmerlichen Haufen, der sich täglich nach Feierabend betrank und lange nach seiner Frau ins Bett ging. In ihr sah ich nicht mehr die unnahbare Europäerin, das hohe Wesen des Nordens, die Trophäe, das unerreichbare Ziel, sondern eine lüsterne, alternde Frau, die sich ohne Hemmungen an den Neffen ihres Mannes heranmachte. Mein Gott! Das konnte doch nicht wahr sein. Ich muss das alles verdrängen. Erstens bilde ich mir das nur ein, zweitens geht mich das alles nichts an.

Aber es liess mir keine Ruhe. Ich dachte an einen Fall in meiner entfernten Familie. Ich habe keine Ahnung mehr, wie die hießen, aber meine Mutter hatte uns von diesem empörenden Skandal erzählt. Bezeichnenderweise hat

sie uns die Details erst bekannt gegeben, nachdem fest stand, dass ich zu meinem Onkel ginge. Ein weit entfernter Cousin soll zu seinem Onkel nach Deutschland gegangen sein. Er sollte bei ihm einige Wochen verbringen und einen Job suchen. Der Junge sah gut aus, gefiel der deutschen „Tante“ und – Gott bestrafe sie beide dafür – machte sich an sie heran, nachdem er festgestellt hatte, dass es nicht so einfach war, eine Arbeit zu finden. Wir schüttelten nur den Kopf als unsere Mutter erzählte:

„Stellt euch diesen Frevler und Gotteslästerer vor! Er hauste Wochen lang bei seinem Onkel und aß und trank auf seine Kosten, dann verführte er diese Frau oder vielleicht war es auch umgekehrt. Sie liess sich von ihrem Mann scheiden und heiratete nur kurz später den Neffen ihres Mannes. Der Junge blieb in Deutschland und kam nie wieder nach Hause zurück. Wäre der Junge mein Sohn, ich ginge nach Deutschland, um ihn eigenhändig zu erschlagen.“

Die Geschichte schien mir in diese Richtung zu gehen: vielleicht lässt sich Tante Esther von meinem Onkel scheiden und heiratet dann mich. Ich würde die Pizzeria leiten und ...

Verflucht! Ich muss einschlafen.

Die Sehnsucht hatte in jener Nacht nicht die geringste Chance, auch nur ein Gesicht zu zeigen, geschweige denn eine Verwandlung durchzuführen. Sie blieb einsam, die ganze Nacht, wie ich auch...

Vom nächsten Morgen an achtete ich penibel auf meine Worte und Gesten meinem Onkel und seiner Frau gegenüber. Dafür war meine Kommunikation mit Rajah und den Gästen immer detaillierter, abwechslungsreicher, besser.

Und es legte sich alles wieder. Vielleicht hatten mein Onkel und seine Frau nur einfach mal eine Krise. Die hatten meine Eltern bestimmt auch, nur dass sie es nicht zeigten. Meine Tante hat sich nicht mehr mit solchen Berührungen bemerkbar gemacht, mein Onkel, so schien es mir zumindest, trank nicht mehr so viel. Und Rajah hat mit seinem typischen ruhigen Lächeln gesagt: „Alles okay!“

In der Zwischenzeit bekam ich immer mehr Trinkgeld. Schon dafür, dass ich die Karten brachte, die Getränke servierte, dann abräumte, erhielt ich einige Franken Trinkgeld. Und die Gäste sagten stets meiner Tante, dass das Trinkgeld für mich sei. Vielleicht haben es nicht alle Gäste gesagt, aber jeden

Abend gab sie mir zwischen dreißig und fünfzig Franken, die ich sofort in eine kleine metallene Büchse steckte. Die Büchse hatte ich von Rajah in der Küche geholt. Ich fragte ihn, wofür sie sei, und er antwortete, er machte einmal im Jahr Kekse zu einem religiösen Anlass. Der nächste Anlass sei aber erst in acht Monaten. Ich nahm sie an mich, weil sie mir gefiel. Sie war rund, mit Elefanten und Zierschrift bemalt. Jeden Abend zählte ich das Trinkgeld, von dem ich auch meine täglichen persönlichen Ausgaben finanzierte. Es waren inzwischen zweihundertzehn Franken und siebzig Rappen. Nahezu ein Monatslohn in meinem Café in Monastir.

Am dreißigsten April kam mein Onkel nach Feierabend mit einem Briefumschlag zu mir an den Stammtisch, wo meine Tante, Rajah, eine andere Aushilfe für die Küche und den Abwasch sowie ich saßen. Wir redeten über den Tag und die nächsten Wochen. Das Wetter sollte besser werden, die Terrasse könnte schon bald benutzt werden, die Karte müsste neu gestaltet werden. Als die Aushilfe ging, Rajah sich auch höflich verabschiedete und – wie ich vermutete – seine Musik in seinem Zimmer anmachte und in eine Parallelwelt versank, da gab mir mein Onkel den Briefumschlag mit den Worten:

„Diesen Monat hast du ja nicht voll gearbeitet. Aber wir sind sehr zufrieden mit deinem Einsatz. Viele Gäste sind eindeutig wegen dir nochmals gekommen, du hast eine gewinnende Art. Aber das wusste ich ja schon in Monastir. Also in diesem Umschlag sind neunhundert Franken. Nächsten Monat, denke ich, kann ich dir vielleicht schon eintausendzweihundert, vielleicht eintausendfünfhundert bezahlen.“

Und meine Tante fügte hinzu: „Ich werde dir selbstverständlich das Trinkgeld auch immer täglich geben. Das kann schon noch mal fünf- bis sechshundert Franken ausmachen.“ Sie lächelte.

Ich bedankte mich ganz herzlich und verschwand in mein Zimmer, hörte noch die leise, sehnsüchtige Musik Rajahs und zählte mein Geld. Für die Sehnsucht hatte ich keine Zeit. Es kann aufgehen, dachte ich, wenn der Mai und der Juni so lukrativ sind, wie der April, dann kann ich mit dreitausend Franken nach Hause gehen. Dann wäre das Ziel erreicht, die Mission erfüllt.

Aber die Sehnsucht liess sich nicht abwimmeln. Wie ein Raubtier wartete und lauerte sie, bis ich mich ins Bett legte und erschien plötzlich. Würde ich es

aushalten, noch mal zwei mal so lange wie bisher? Würde ich nicht vorher aufgeben und nach Hause wollen? Ich vermisste nun wirklich alles, sogar den Staub meiner Quartierstrasse, die Stimme des Muezzin, die krähenden Hähne, denen ich morgens den Hals umdrehen könnte, die hupenden Autos, das Chaos, den Dreck meiner Stadt, ich vermisste alles. Die Düfte der Gassen, das Fleisch und die Gewürze, die Freunde, die Musik, die Sprache.

Ich rief am nächsten Tag meine Mutter an und liess mir erzählen, was in meinem Quartier passiert ist. Sie sagte, dass sich nicht viel geändert hätte, ich sei ja auch erst seit einem Monat weg und in einer solchen Zeitspanne passierte bei uns nichts. Ich hörte ihr lange zu. Mein Vater wechselte ein paar Worte mit mir, dann kam meine Mutter wieder. Ich sagte ihr:

„Ich vermisse die Heimat.“

Sie war kurz still und sagte dann: „Die Heimat vermisst dich auch, mein Sohn. Aber ein Mann muss da durch. Du bist doch ein Mann und hast eine Verlobte, die du heiraten willst? Das ist doch der Grund, wieso du ins Exil bist? Halt durch, mein Sohn. Noch zwei Monate und du kannst stolz nach Hause kommen. Anfang August planen wir die Hochzeit.“

Die Hochzeit, dachte ich mir. An die habe ich seit einiger Zeit nicht mehr gedacht. Ich wurde wieder in die Realität zurück geholt. Genau. Das war der Grund, wieso ich hier war. Ich sollte diese komischen Gedanken loswerden, von wegen ich öffne meine tamilische Büchse, nehme die Hälfte des Geldes und gehe eines Nachmittags nach Zürich einkaufen, dann essen, dann richtig einen Abend genießen. Nein, das sollte ich wirklich nicht tun. Rajah hat mir schon davon abgeraten. Er habe einen Freund, der einen ganzen Monatslohn an einem einzigen Nachmittag und Abend ausgegeben hatte. Er hat sich danach fast selber umgebracht.

Nein, ich bin hier, um das Geld zu verdienen, das ich für meine Hochzeit brauche. Und natürlich bin ich ein Mann und natürlich werde ich am fünften Juli stolz nach Hause fliegen. Ich darf mich nicht ablenken lassen. Gelegentlich eine Pizza in einem anderen Lokal als in der Pizzeria meines Onkels essen, ja, das liegt alleweil drin, aber Einkäufe in der teuersten Stadt der Welt, nein, das ist nun wirklich nicht mein Ziel. Und ein Abend? Wo denn? Und mit wem?

Ich hatte noch fast zwei Stunden Zimmerstunde und ging zum Flughafen. Ich stand dort, wo die Touristen ihr Gepäck abgaben und spekulierte, wer wohl nach Monastir flog. Die dort, ja, die sah so aus, als würde sie nach Monastir fliegen. Bald hieß es für sie „Les passagers à destination de Monastir sont priés...“. Diesmal konnte ich nicht mitfliegen. Oder die kleine Familie dort. Bestimmt tranken sie auf dem Rückflug in einer Woche einen Kaffee bei meinem Chef oder bei meinem Ersatz Mosbah. Sie würden vielleicht alle zusammen in den Gassen der Altstadt schlendern, sie würden dorthin gehen, wohin ich jetzt so gerne verschwinden würde. Draußen regnete es und der Flughafen versprach all diesen Touristen Sonne und Meer, wenn sie in meine Heimat gingen. Ja, geht nur, ich beneide euch, aber ich freue mich auch für euch. Geht. Du dort, wohin willst du? Paris? Lass Paris! Geh nach Monastir. Dort sind die schönsten Farben, das hellste Licht. Dort bekommst du echten, frischen Fisch. Dort hörst du eine wohlklingende Sprache, du riechst die frische Petersilie und den Bohnenkaffee. Dort gibt es feinsten Couscous und wenn du willst sogar Wein.

Und ihr? Wieso wollt ihr nach Rom? Am Schalter nebenan wird Monastir abgefertigt. Überlegt's euch noch mal. Es ist noch nicht zu spät. Es hieß noch nicht „embarquement immédiat“. Ihr habt noch Zeit. Alle. Nein, alle, könnt ihr nicht hinfliegen in meine Stadt. Aber was willst du denn in London? Es soll ständig regnen dort. Geh nach Monastir. Warte, ich helfe dir mit dem Gepäck. Nur einige Schritte und du stehst vor dem richtigen Schalter, mein Freund.

Ich sah in jedem Passagier einen Monastir-Passagier. Langsam und nachdenklich ging ich wieder in die Pizzeria. Jetzt wusste ich, die Sehnsucht wollte nicht mehr bis zur Nacht warten, sie beehrte mich mitten in der Zimmerstunde, sie verfolgte mich in Bus, Tram und Zug. Sie ging mit mir überall hin, sogar unter die Dusche. Und dort, diese verfluchte, gemeine Sehnsucht, spielte sie mir die bösesten Streiche. Und im Bus, da liess sie den Chauffeur ein Gesicht annehmen, das zum Verwechseln ähnlich sah dem Gesicht „meines“ Chauffeurs Si Ali. Sein enormer Schnauz, den er für die Touristen wachsen liess, seine Sonnenbrille, seine Uniform und sein Lächeln ließen alle vergessen, dass er eigentlich fast Analphabet war. Er fuhr den Bus vom Flughafen ins Zentrum. Jeder Fahrgast in diesem Bus glich einem Freund, einem Bekannten, einem Verwandten von mir. Ich wurde fast

wahnsinnig und schüttelte nur den Kopf, als ich ausstieg und in die Pizzeria lief. Endlich liess sie mich los. Denn jetzt wollte ich mich auf meine Arbeit konzentrieren und da hatte die Sehnsucht Respekt. Sie liess mich für eine Weile in Ruhe, nicht ohne mir zuzuzwinkern: „bis später“.

Ich zog hastig meine Uniform an, legte dieses kundenorientierte Lächeln auf und stürzte mich in die Arbeit. Die Pizzeria war voll an jenem Samstag. Da konnte meine Tante nicht anders, als mir vertrauensvoll auch den Service der Salate, der Vorspeisen und schliesslich der Pizzen überlassen. Einerseits machte sie sich Sorgen, mein Onkel in der Küche bestimmt auch, aber Rajah war zuversichtlich und glaubte sofort, dass ich das ohne Probleme schaffen würde. Ich nahm die Bestellungen auf, übergab sie an Rajah für die Getränke und in die Küche für das Essen. Ich bediente mehrere Tische gleichzeitig und souverän. Rajahs Lächeln war jedes Mal für mich wie ein „Ich wusste es doch, mein Freund, du schaffst es. Kein Problem. Du bist eben gut, vergiss das nicht.“

Meine Tante staunte nur noch und berichtete jedes Mal kurz ihrem Mann von meinen „Heldentaten“. Sie muss ihm gesagt haben: „Der hat doch tatsächlich einen Wein empfohlen, einfach so, weil er gehört hatte, wie ich das machte. Er hat doch keine Ahnung davon, aber er plapperte einfach nach, was ich jeweils an Erklärungen gegeben habe.“

Und ich hörte meinen Onkel antworten: „Ich habe dir doch gesagt, der Junge ist ein Meister seines Faches. Und wenn er bist jetzt nur Express, Capuccino und Latte Macchiato sowie Eau Minérale sans gaz servieren durfte, dann liegt das nicht an seinen Fähigkeiten, sondern an seinem Chef, der nichts Anderes zu bieten hatte. Er ist der geborene Kellner.“

Es war ein überaus erfolgreicher Abend. Wir rannten, schwitzten, hatten keine Minute Pause, aber umso schöner war unser Zusammensitzen am Schluss, als alle Gäste zufrieden gegangen waren. Mein Trinkgeld war entsprechend hoch, als ich es gezählt und in die tamilische Büchse legte. Ich hörte die leise Musik meines Zimmernachbarn und rechnete schon aus: etwas ein Tausender für das Gold, das ich Nora kaufen musste, ein anderer Tausender für die Einrichtung der Wohnung, die wir dann beziehen würden. Ein Tausender für das Hochzeitsfest, denn einen Teil hatte mir meine liebe Mutter monatlich abgeknüpft und irgendwo im Haus versteckt, so dass ich

nicht heran kam und wenn ich Ende des Monats bettelte wie ein Kind um ein Bonbon. Sie blieb stets streng und hart und kannte keine Gnade: „Willst du mit deinen Freunden Kaffee trinken und Karten spielen oder willst du heiraten? Beides geht nicht!“

Natürlich wollte ich heiraten. Und für Nora lohnte sich der Verzicht. Bald wird es so weit sein. Wenn es so weiter geht, dann werde ich noch mehr Leute einladen können, ihr noch mehr Gold schenken und sie noch zu einer wunderschönen Ferienwoche in Port el Kantaoui oder auf Djerba einladen. Das werden echte Flitterwochen sein.

Ich wollte schnell einschlafen, ich war auch müde genug, aber ich musste mich ein paar Minuten lang mit ihr abgeben. Sie war wieder da. In Gestalt eines alten Lehrers, an den ich seit mehr als zehn Jahren nicht gedacht hatte. Er unterrichtete uns in Arabisch, ich hörte ihn Gedichte aufsagen, wunderschöne Liebesgedichte, die wir damals auswendig lernen mussten.

Meine Augen gingen von selbst zu, ich hörte meinen Lehrer nur brockenweise Wörter sagen: „mein Herz, voller Schmerz, gib mir deine Liebe und nimm mein Leben, hier mein Augenlicht für deine Liebe“...

Ich wollte diese wunderschönen Gedichte noch einmal erleben, aber ich war einfach zu müde. Und gemein, wie sie ist, hat mir die Sehnsucht an jenem Abend kein weiteres Bild mehr zeigen wollen. Meine ganze Kraft ging in die Arbeit und liess ihr keinen Platz mehr. Vielleicht habe ich sie auch besiegt, oder sie war beleidigt, nach so vielen Versuchen, und wollte mich nicht mehr verführen. Nein, nein, sie kommt bestimmt wieder. Vielleicht war sie auch mal müde und wollte nicht so lange bei mir bleiben. Vielleicht hatte sie noch andere Besuche zu machen, denn die Sehnsucht kennt keine Treue. Sie kommt zu jedem.

Meinen Deutschkurs habe ich aus eigener Initiative verkürzt. Ich ging nur noch morgens in die Schule, nachmittags ging ich täglich zum Flughafen. Ich lernte ja auch dort die Sprache, mal im Café bei einer Zeitung, mal in einem Gespräch. Meinem Onkel sagte ich nichts davon. Ich ging so weit, dass ich mir genau den Schalter merkte, an dem Monastir abgewickelt wurde. Dann merkte ich mir ein paar Gesichter, die dort anstanden und verfolgte sie unauffällig in ein Café. Ich setzte mich bewusst neben sie und fing Gespräche mit ihnen an. Oft merkte ich natürlich nach ein paar Sätzen oder Worten, dass sie woanders hin flogen. Ich verlor das Interesse an ihnen, wenn sie sagten, sie würden nach Tunis oder Djerba fliegen. Ich redete aber auf sie ein, wenn sie tatsächlich nach Monastir wollten. Ich erklärte ihnen, wie sie an die wichtigsten Plätze gelangen können, erzählte ihnen von der Stadt und ihrer Geschichte, liess nichts aus, was sie interessieren dürfte. Aber ich erzählte eigentlich viel mehr für mich.

Mit Stolz kündigte ich an, dass Monastir die Geburtsstadt des ersten Präsidenten, des Kämpfers und Befreiers, des Weltpolitikers Bourguiba ist. Aber ich glaube, das wussten sie alles schon, denn sie hatten sich alle zuvor informiert. Sie gehen nicht wie wir in fremde Länder, ohne die geringste Ahnung zu haben, was sie erwartet. Trotzdem wurden diese Begegnungen mit Monastir-Passagieren für mich zum Ritual, wöchentlich einmal, samstags, stand ich hier und lauerte, bis ich sie an Details erkannte wie eine Landkarte Tunesiens, ein Touristenführer oder einfach daran, dass ich ein Wort wie Monastir aufschnappte. Diese Momente versetzen mich in Glück und Freude, einerseits. Andererseits war meine Sehnsucht nach Zuhause immer stärker geworden. Ich musste Nora anrufen. Ich hatte mir eine Telefonkarte gekauft und stand im Flughafen, sah diese Anzeigetafel an, wo mehrere Flüge nach Tunesien angekündigt waren, darunter ein Flug nach Monastir. Ich sprach mit Nora über meine Sehnsucht, über mein Verlangen, meine Liebe und meine Ersparnisse. Sie schien zu weinen, ich beruhigte sie. Aber sie weinte nicht aus Sehnsucht nach mir. Sie sagte es zumindest nicht. Wenn ich schon als Mann ihr meine Gefühle gestand, hätte sie mir auch sagen können, dass sie mich vermisste. Ich war etwas verwirrt, als ich den Hörer auflegte. Ich glaubte Zweifel an ihrer Stimme erkannt zu haben. Sie sagte, sie glaubte nicht, dass ich

bald nach Hause käme. Und ich antwortete, dass ich Inshallah in exakt sechs Wochen wieder in Monastir wäre, die Hochzeit vorbereiten würde und wir im August zu Mann und Frau würden. Aber sie schien es mir nicht abzunehmen. Sie sagte etwas von „das haben viele schon versprochen und dann blieben sie länger, schliesslich kamen sie gar nicht mehr und lösten die Verlobung auf“, aber ich erwiderte, das seien doch alles einzelne Geschichten von Verwirrten, die nicht mehr wussten, was sie zuhause hatten, das seien alles Geblendete, die sich von Europa und seinen Frauen haben den Verstand rauben lassen; aber ich doch nicht.

Es war kein gutes Gespräch. Irgend jemand muss bei ihr diese Zweifel veranlasst haben. Waren schon andere Männer daran, meine Nora umzustimmen?

Ich arbeitete wieder lange und hart in der Pizzeria, und wieder war viel Trinkgeld da, als meine Tante die Abrechnung machte. In meinem Zimmer kam die Sehnsucht wieder zu Besuch. Diesmal schien sie auf mich gewartet zu haben. Ich konnte kaum mein Geld in die fernöstliche Sparbüchse legen, schon weinte mir Nora entgegen. Ich lag auf dem Rücken und starrte die Decke an und Nora weinte. Ich drehte mich zur Seite, hörte die weinende Musik Rajahs und sah Nora lächeln. Das war, als ich mich nach meinem ersten Besuch mit den Süßigkeiten verabschiedet habe. Die Sache war für mich noch unklar, wie bei einer Bewerbung um einen Job, du gehst hinaus, voller Hoffnungen, aber du hast noch keine Zusage. Lediglich die Zeichen im Gesicht deines Chefs kannst du zu interpretieren versuchen. Ich versuchte, das kaum wahrnehmbare Lächeln Noras an der Haustür zu enträtseln. Wollte sie sagen „Ja, ich werde ja sagen“, oder sagte sie mir mit ihrem Lächeln: „Ich habe viele Angebote, du bist nicht der mit den schlechtesten Chancen, aber du bist nicht der Einzige. Gedulde dich, mein Freund, und mach dir aber nicht zu viele Hoffnungen, du könntest dann umso enttäuschter sein.“

Nein, mit jenem Lächeln, das weiß ich heute, wollte sie mir sagen: „Ja, du bist es, nur du und kein Anderer!“

Ich sah sie danach bei unserem ersten Treffen, in der Stadt, ihre Schwester begleitete uns, aber sie hielt gelegentlich Abstand, damit wir ein paar persönliche Worte wechseln konnten. Damals war noch keine Rede von Ausreisen. Nora lächelte und lachte und strahlte schliesslich. Dann sah ich sie

wieder betrübt, nachdenklich, verängstigt und traurig, dann weinend und heulend. Das war nach der Unterbreitung meines Vorschlags mit der Schweiz. Mir wurde plötzlich bewusst, dass Nora vielleicht mit dem Gedanken spielte...

Aber nein, das konnte nicht passieren, sie hatte nur eine Krise, ich hatte sie ja auch. In meinem Halbschlaf glaubte ich ein Gesicht zu erkennen, aber ich konnte es nicht genau identifizieren. Es war weder Mann noch Frau, einfach ein hässliches Gesicht, vom Profil gesehen, das in Noras Ohr etwas zu flüstern schien, wozu Nora nur weinend nickte. Es schien ihr zu sagen: „Vergiss ihn doch, Mädchen, er ist in der Schweiz, und du weißt, was das bedeutet. Europa verschlingt alle Araber, die es besuchen. Es gibt sie alle ihren eigenen Töchtern. Was glaubst du, was er jetzt wohl macht? Er wird sich mit einer Europäerin amüsieren, du weißt doch, die müssen nicht erst heiraten wie du hier, damit sie sich mit einem Mann vergnügen können. Er wird mit ihr trinken, tanzen, lachen und dich ganz und gar vergessen. Das Geld, das er für deine Hochzeit zu sparen behauptet, gibt er für sie aus: er beschenkt sie, er führt sie aus, und sie gibt ihm Liebe und Zärtlichkeit. Vergiss ihn doch. Sieh dich um. Es gibt noch so viele junge Landsleute, die hier geblieben sind und ihre Hochzeit ohne Europa finanzieren können. Natürlich bleiben Schulden nach so einer Hochzeit. Aber die sind schnell bezahlt.“

„Nora“, wollte ich ihr zuschreien, „vergiss doch nicht, dass ich gerade wegen dieser Schulden, die wir nicht wollten, in die Schweiz ging. Lass dich nicht verwirren, mein Schatz, die Schulden wären Jahre lang auf unseren Rücken gelegen, wir können schuldenfrei heiraten, weißt du, was das heisst? Das heisst, dass wir vom ersten Monat an, nachdem wir Mann und Frau sind, über meinen ganzen Lohn verfügen können, ohne die Hälfte abzustottern. Das ist es Wert, Nora, lass sie dich nicht umstimmen.“

Nora schien nur dieser Gestalt zuzuhören und mein Fuchteln und Schreien nicht wahrzunehmen. Diese Gestalt lächelte siegesgewiss und drehte sich langsam zu mir, ich erkannte das Gesicht fast, aber dann war es verschwunden, als wollte es nicht, dass ich weiß, wer es war. Nora saß verzweifelt da, alleine.

Ihre Zweifel werde ich in genau sechs Wochen vertreiben, wenn ich dann mit dem Geld und einigen Geschenken aus der Schweiz bei ihr an die Tür

klopfen würde. Sie würde selber aufmachen und mich mit einem strahlenden Lachen empfangen. Sie würde ins Haus huschen und ihre Familie holen, die mich mit Gesang und offenen Armen eintreten lassen würde. Und dann wären alle Zweifel beseitigt. Wir würden über die Details unserer Hochzeit reden und alles würde gut. Ich musste jetzt endlich schlafen. Sehnsucht, verschwinde, du hast mich genug geplagt!

Einige Tage später geschah das Unfassbare, das Unglaubliche. Vielmehr bahnte es sich an, es begann an einem Abend. Die Folgen hätte ich mir nie vorstellen können. An Tisch vierzehn saß eine Familie, die ich zum ersten Mal in der Pizzeria sah. Ein Mann mit leicht weißem Haar, eine ältere Dame, gepflegt von Kopf bis Fuß, ein junger Mann, gegen die dreißig und eine junge Frau mit wunderschönem Gesicht. Ich dachte anfangs, dass das junge Paar mit den Eltern von einem von ihnen ausgingen. Aber die Ähnlichkeit in den Gesichtern der jungen Leute mit dem der Mutter war frappant und da dachte ich, dass es eher eine Familie sei, die zusammen essen ging. Ich bediente Tisch vierzehn vom Aperio bis zum Dessert und Kaffee. Sie kamen etwas spät und gingen erst kurz vor Feierabend. Jedes Mal, wenn ich etwas brachte, erhielt ich ein wunderschönes Lächeln und Rajah lachte verschmitzt hinter seinen Kühlschränken, wenn ich bei ihm bestellte.

„Schöne Frau!“

„Ja“, sagte ich und schaute immer wieder so unauffällig wie möglich zu Tisch vierzehn. Sie redete mit feinen Gesten mit ihrer Familie, lächelte zauberhaft, schob gelegentlich eine Haarsträhne aus ihrem Gesicht nach hinten. Ihr Haar hatte leichte Wellen aus feinsten, hellbraunen bis goldenen Fäden. Ich konnte meine Aufmerksamkeit nicht von ihr wenden, bis es meine Tante bemerkte. Sie schien eifersüchtig zu sein. Und wieder hatte ich diese fürchterlichen Gedanken und Ahnungen, dass sie etwas von mir wollte. Warum sollte sie mir sonst keinen Kontakt zu einer schönen jungen Schweizerin gönnen? Sie wollte mich doch nicht etwa vor einer Dummheit bewahren? Hatte sie vielleicht meiner Mutter versprochen, auf mich aufzupassen? Ach was, sie war schlicht eifersüchtig! Und später am Stammtisch, zum Abschluss des Abends, machte sie mir noch einen leichten Vorwurf:

„Du hast ja deine Hand beim Abschied nicht mehr wegnehmen wollen.“ Sie lachte etwas heimtückisch für meine Begriffe, während mein Onkel eher die lustige Seite dabei betonte:

„Nein, nein, meine Liebe, sie war es, die seine Hand nicht mehr loslassen wollte. Sie kommt bestimmt wieder, aber ohne ihre Eltern.“

„Wenn es ihre Eltern waren! Ihr glaubt ja nicht, wenn ich sage, der junge Mann war ihr Partner, sie glichen sich nur ein bisschen. Das gibt es auch in Monastir, auch in eurer Familie gleichen sich manchmal die Eheleute.“

Ich wandte ein, dass ich doch nichts anfangen könnte mit einer Schweizerin. Ich würde ja in etwas mehr als einem Monat nach Hause gehen.

„Du brauchst keinen Monat, um mit einer Schweizerin etwas anzufangen. Manchmal klappt's nach dem ersten Abend! Das ist nicht wie bei euch. Hier geht alles viel schneller. Ich wette mit euch, wenn die noch mal kommt, dann wird sie etwas von Samir wollen. Sie hatte diesen Blick einer sehr interessierten Frau.“

Mein Onkel versuchte, mich bei meinen Abwehrversuchen zu unterstützen:

„Ach was, sie wird vielleicht wieder kommen, aber auch wenn die zwei mal was miteinander trinken gingen, heisst das noch lange nichts. Er ist verlobt, vergiss das nicht. Und bei uns ist eine Verlobung gleichzeitig ein Verbot, irgendwas mit jemand anderem anzufangen. In Europa ist alles lockerer, ja, aber er ist Mistiri und kein Zürcher.“

Ich wusste damals nicht, ob mein Onkel seine Frau beruhigen oder mir einen Schuss vor den Bug geben wollte. Er beharrte mir zu lange auf der Tatsache, dass ich ja verlobt war und dass ich unter diesen Umständen gar nichts mit einer anderen Frau zu tun haben dürfte. Ich ging danach mit meinem Trinkgeld ins Bett. Und die Musik Rajahs fehlte mir, er schien eingeschlafen zu sein oder vielleicht gar keinen Besuch der Sehnsucht zu wollen. Er hatte sich am Ende des Abends merkwürdig verhalten. Er war trauriger und nachdenklicher als sonst. Hatte es vielleicht damit zu tun, dass mich diese junge Frau angelächelt hatte und er immer nur hinter seinem Buffet unbemerkt seine Arbeit verrichtete? Wollte er vielleicht auch mal servieren und so in Kontakt treten zu einem weiblichen Gast? Ich klopfte leise an seine Tür und hörte ihn aufstehen, er kam zur Tür, öffnete und – wie wenn er mich erwartet hätte – drehte sich wieder um und stellte mir einen Stuhl neben sein Bett. Er schien geweint zu haben, seine dunklen Augen waren leicht rot und geschwollen.

„Was ist los?“

Er sagte mir, dass er einen Brief von Zuhause erhalten hatte, dass seine Verlobte nicht mehr warten konnte, dass sie Angebot um Angebot abgeschlagen hatte, bis ihre Eltern sie dazu zwangen, sich einen Mann zu nehmen. Die Familie war groß und eine Tochter weniger bedeutete Entlastung für die Eltern. So schrieb sie ihm eine Art Abschiedsbrief. Er zeigte ihn mir. Die Schrift, die ich nicht entziffern konnte, sah aus wie gezeichnet, kleine geschwungene Rundungen mit vielen kreisförmigen Zeichen. Es war ein kurzer Brief. Viel war da wohl nicht zu sagen. Es war ja auch kein Ultimatum im Sinne von „komm zurück und ich heirate dich“, sondern eine Tatsache:

„Ich habe auf dich gewartet, so lange wie ich konnte, aber meine Eltern glauben nicht mehr, dass du zurück kommst. Sie sind sicher, dass es dir in Europa so gut gefällt, dass du auf Papiere warten wirst, um mich eines Tages dann heiraten zu kommen und um mich mitzunehmen. Aber so lange können wir nicht warten, Rajah, sie haben mir den fünften Mann vorgeschlagen, und diesen musste ich akzeptieren, denn er bot Geld an, das meine Eltern nicht ablehnen konnten.“

Wir saßen da, wie zwei arme Vertriebene, ich auf einem Holzstuhl, er auf dem Bettrand, redeten wenig, waren zu Tode betrübt und sahen für seine Lage keine Hoffnung und für meine lauter Gefahren. Einige Bilder hingen an einer Wand, die etwas Religiöses bedeuten mussten. Am liebsten hätte ich abgelenkt, indem ich gesagt hätte, dass wir Moslems keine Abbildungen von Gott und seinen Propheten aufhängen dürften. Aber in jenem Moment war Rajah bestimmt nicht in Stimmung, um über meine und seine Religion zu reden. Er wollte eigentlich überhaupt nicht reden. Aber meine Anwesenheit schien ihm trotzdem zu helfen.

Den Brief habe er am Vormittag bekommen. Er wollte ihn aber nicht aufmachen, bevor er seinen Abenddienst abgeschlossen hätte. Er erwartete einen Brief, wie er schon so viele erhalten hatte, mit vielen Liebesworten und Grüßen und Nachrichten aus der Familie und dem Dorf. Erst nach Feierabend hatte er ihn geöffnet und die böse Kunde erfahren.

Ich blieb noch wortlos bei ihm. Was wollten wir einander schon sagen? Ein Mann kann einen Mann nicht trösten. Der einzige Trost ist, bei ihm zu sitzen und an was auch immer zu denken. Seine Gedanken galten seiner Verlobten,

die nicht mehr seine ist. Meine Gedanken schwirrten rund um diese junge blonde Frau, die mich nicht mehr loslassen wollte.

Einer von uns verlor eine Frau, der andere bekam eine zweite. Wie sollte ich ihm da noch Trost spenden?

„Mach Musik“, sagte ich leise, „bitte!“.

Er drückte einen Knopf auf einem kleinen alten Kassettenrecorder, den er mit einem dünnen Tuch bedeckt hatte, wie um ihn vor Staub zu schützen. Es erklang diese hohe Stimme, die – auch wenn man sie nicht verstand – von unerfüllter Liebe singen musste. Wir saßen beide noch einige Zeit stumm da und hörten der Musik zu. Dann stand ich auf und ging in mein Zimmer, wo mich meine eigene Sehnsucht erwartete. Ich machte mich schon darauf gefasst. Ich ahnte schon, wessen Gesicht sie als Erstes annahm. Das meiner zweifelnden und enttäuschten Nora. Aber nichts dergleichen. Nora kam nicht. Es erschien statt ihrer das Gesicht dieses Mädchens von Tisch vierzehn. Es wollte mich nicht loslassen, ich konnte es trotz aller Versuche nicht verdrängen und es ging mit mir bis in den Schlaf mit. Es lächelte immer. Zu keinem Moment veränderte es sich. Ihr Haar stand ihr mal im Gesicht, mal flatterte es hinter ihr. Ich sah sie auf mich zurennen, mit offenen Armen und kurz bevor sie ankam, nickte ich ein.

...